

Leseprobe aus:

**Marc-Oliver Bischoff**  
**Tödliche Fortsetzung**

Kriminalroman. Originalausgabe.  
ISBN 978-3-89425-398-1



*Das schwere Herz wird nicht durch Worte leicht.  
Doch könnten Worte uns zu Taten führen.*

(Friedrich Schiller, *Wilhelm Tell*,  
1. Akt, 3. Szene, Tell zu Stauffacher)

Niemals in seinem ganzen Leben würde er dieses Geräusch vergessen. *Klack!* Ein Federn und Schnalzen, als schlug jemand eine gigantische metallene Fliegenklatsche gegen eine Stahlwand. Der Schlag hallte durch das Backsteingebäude und in einhundertfünfzig Zellen erlosch das Licht. Punkt zweiundzwanzig Uhr – Zapfenstreich.

Der von außen verschlossene Raum, eine wegen Überbeladung umgewandelte Gerätekammer, war fensterlos, darum glimmte ein Nachtlicht neben der Zellentür. Es spendete gerade genug Licht, um in der Dunkelheit den Weg über den kahlen Betonboden zur Toilette zu finden, die – nackte weiße Keramik, ohne Sitzbrille – in einer Ecke des Raums installiert war. Das Notlicht summte. Der Mann auf der unteren Pritsche stellte sich zum wiederholten Mal die Frage, wie Leute dieses endlose Summen ertrugen, die nicht so leicht Schlaf fanden wie er. Als der oben Liegende sich zur Seite drehte, schwankte und quietschte das eiserne Bettgestell, obwohl das Bett mit fünfzehn Zentimeter langen Schrauben an der Wand befestigt war. Das jedenfalls erzählten die Schließer den Neuankömmlingen, wohl um sie davon abzuhalten, das Gestell zu zerlegen und mit den Metallstreben aufeinander loszugehen. In der Zelle roch es nach Desinfektionsmittel und Zahnpasta. Kaum hörbar rauschte in der Mitte der Decke die Lüftung, Tag und Nacht. Daneben wählte der Mann das elektronische Auge der Überwa-

chungskamera, obwohl er es in der Dunkelheit nicht sehen konnte.

»Kannst du ein Geheimnis bewahren?« Der Mann im oberen Bett flüsterte. Unterhaltungen nach dem Zapfenstreich waren verboten, doch das Flüstern konnten die Schließer nicht hören und die nächtliche Überwachung der Zellen beschränkte sich auf die stichprobenartige Begutachtung von Standbildern.

Der jüngere Mann im unteren Bett lächelte. So unangenehm der Aufenthalt im Gefängnis auch sein mochte: Wenn man mit einem Freund die Zelle teilte, wurde er einigermaßen erträglich.

»Natürlich. Leg los«, flüsterte er zurück.

»Du schwörst, du sagst es niemandem?« In der Stimme von oben schwang ein lauernder Unterton mit.

»Versprochen. Du darfst mich umbringen, wenn ich es jemandem verrate.« Er meinte es als Scherz, so wie pubertierende Jungen die Sprüche aus Actionfilmen übernehmen. Doch die unbeschwerte Zeit war lange vorbei.

»Das werde ich tun, darauf kannst du Gift nehmen«, erwiderte der andere mit einer Nüchternheit, die dem Jüngeren beinahe das Herz stehen bleiben ließ. Das war ganz sicher kein Scherz gewesen.

»Erzähl schon!«, forderte er seinen Zellengenossen trotzdem auf.

Eine dramatische Pause entstand.

»Ich hab Frauen umgebracht.«

Der Jüngere runzelte die Stirn. Mord? Im Knast wollten sich viele wichtig machen. Man durfte nicht alles glauben.

»Ich dachte, du sitzt wegen neunundzwanzig ein, so wie ich?«, antwortete er argwöhnisch. In Paragraf neunundzwanzig des Betäubungsmittelgesetzes ging es um Anbau, Herstellung und Handel mit illegalen Betäubungsmitteln, zum Beispiel Kokain. Und mit harten Drogen hatte man sie

beide – unabhängig voneinander – auf der Straße erwischt und für neun Monate eingesperrt. In dieselbe Zelle.

»Tu ich auch. Wegen neunundzwanzig sitze ich im Knast. Aber ein paar Monate, bevor sie mich geschnappt haben, habe ich die Frauen gekillt.«

Der Jüngere blieb skeptisch, beschloss aber, seinem Zellengenossen auf den Zahn zu fühlen. »Wie viele waren es denn?«

»Fünf. Vier Nutten und eine Schülerin, aber die ist mir zufällig dazwischengeraten«, erklärte der andere.

»Und wie hast du es gemacht?«

Von oben kam ein unterdrücktes Glucksen. Der Jüngere spürte, wie sich die Haare an seinen Unterarmen aufstellten.

»Es war ein Unfall. Bei der ersten. Ich hatte was genommen, hatte Bock auf was Besonderes. Ich hab sie gewürgt, während sie mir einen geblasen hat. Als ich gekommen bin, hab ich aus Versehen zu fest zugezogen. So was Geiles hab ich noch nie erlebt, sag ich dir. Es war keine Absicht, aber als sie tot war, fühlte ich mich richtig gut. Da hatte ich Blut geleckt.«

Der Jüngere spürte, wie sein Herz hämmerte. Mit einer derart detaillierten Beschreibung hatte er nicht gerechnet. Doch er kannte den anderen lange genug: Sich vorzustellen, dass er Spaß am Töten empfunden hatte, fiel ihm nicht schwer. »Was hast du mit der Leiche gemacht?«

»An der Decke war ein Ventilator, ich hab sie daran aufgehängt. Sah wie Selbstmord aus. Alle haben es geglaubt, war ja auch nur 'ne Nutte. Da hat sich keiner besondere Mühe gegeben, die Bullen schon gar nicht. Die waren froh über eine weniger aufm Strich. Bei den anderen hab ich's genauso gemacht.«

*Eine tote Prostituierte interessierte vermutlich wirklich niemanden. Aber vier Prostituierte und ein unbescholtenes Mädchen?*

»So viele tote Frauen in einer Stadt, alle erhängt – und den Bullen ist nichts aufgefallen?«

»Nicht in *einer* Stadt. Ich war viel unterwegs, hab Zeug für den Boss herumgekartt. Eine, nein wart mal, zwei in Frankfurt, eine in Berlin, eine in Hannover. Das mit dem Mädchen war in einem Kaff in der Eifel, wo ich auf Durchreise war. Die hab ich verschwinden lassen.«

Der Jüngere war sprachlos. In der Dunkelheit erschien vor seinen Augen ein Bild. Verschwommen zuerst, mit blassen Farben, dann klarer.

Eine Frau mit Lockenwicklern, knapp über dreißig, dunkles Haar, fülliges Gesicht, stämmiger Körper im Hauskleid. Ein blauer Seidenschal eng um den Hals geschlungen. Das andere Ende des Schals ist an ein Wasserrohr geknotet, von dem der Lack abplatzt. Kot und Urin auf den Fliesen. Er nimmt den stechenden Geruch wahr. Ihre gebrochenen Augen treten aus den Höhlen hervor wie Tischtennisbälle, der Mund ist im stummen Schrei aufgerissen. Seine Mutter besitzt an diesem 12. Juni 1976 sogar noch den Nerv, ihrem zehnjährigen Sohn das Mittagessen auf den Tisch zu stellen, bevor sie sich das Leben nimmt.

Er schüttelte heftig den Kopf, um die Bilder der Vergangenheit zu vertreiben. In seinem Inneren fühlte er etwas erwachen, wie ein Tier mit gefährlich scharfen Zähnen, das bisher Winterschlaf gehalten hatte.

»Warum erzählst du mir das alles?«, wunderte er sich.

»Weil wir Freunde sind. Weil du schon damals im *Albanus* mein einziger echter Freund warst.«

Mit einem Mal traf ihn die Erkenntnis wie ein Blitzschlag. »Hast du das damals mit Pater Seraphin genauso gemacht?«

Im selben Moment wurde ihm klar, welche Unterstellung in seiner Frage lag. »Ich hab sie gewürgt, während sie mir einen geblasen hat.« Dass der ehrwürdige Pater seinem Zellenkumpel damals im Kinderheim gerne einen geblasen hät-

te, konnte er sich bei dem alten Drecksack lebhaft vorstellen. Eines Tages hatte Seraphin tot von der Deckenlampe gebaumelt, die blaue geschwollene Zunge aus dem Mund hervorquellend wie eine Schlange. Sein Tod war eine Tatsache, die kein Junge im *Albanus Kinderheim* in Bochum sonderlich bedauert hatte.

Warum sein Freund noch am selben Abend aus dem Heim verschwunden war, wusste nur er selbst. Aber vielleicht gab es da gar keinen Zusammenhang.

Er hörte auf dem oberen Bett schwere Atemzüge. Die Antwort des anderen erklang unvorsichtig laut. »Pass auf, was du sagst. Sonst hängst morgen *du* an der Decke.«

Es dauerte keine zehn Sekunden, da wurde die Kontrollklappe der Zellentür aufgerissen. Der Jüngere erkannte durch die Öffnung den graugrünen Kragen und den Krawattenknoten der Uniform der hessischen Vollzugsbeamten. Der Schließer beugte sich hinunter. Ein Augenpaar spähte in den Raum und als es nichts Verdächtiges entdeckte, brachte der Mann seinen akkurat geschnittenen Schnauzbart vor die Klappe. »Ruhe da drinnen, Zapfenstreich!«

Scheppernd fiel die Klappe wieder zu und wurde verriegelt.

Die Männer lagen auf ihren Matratzen und rührten sich nicht. Sie schwiegen, wünschten sich nicht einmal eine gute Nacht. Die beiden Insassen von Zelle hundertsechszwanzig im Zellenblock C hingen eine Weile ihren Gedanken nach. Dann fiel der andere in einen tiefen traumlosen Schlaf.

Der Jüngere starrte noch einige Stunden in die Dunkelheit. Er fand keine Ruhe. Zum ersten Mal seit dreizehn Jahren hatte er wieder Angst davor einzuschlafen.

2010

## 2. März

Der Anruf erreichte Kriminalkommissarin Nora Winter auf dem Weg von der Cafeteria zu ihrem Büro. Als sie die Nummer auf dem Display ihres Handys sah, zögerte sie einen Augenblick.

Die Wache im Erdgeschoss des Frankfurter Polizeipräsidiums nahm gerne die Hilfe der Psychologin in Anspruch, wenn sie es mit weiblichen ›Problemfällen‹ zu tun hatte. Auch mit solchen, die die Kollegen eigentlich ganz gut ohne Noras Unterstützung lösen konnten.

»Frau Kommissarin? Hier ist die Wache. Würde es Ihnen was ausmachen, kurz herunterzukommen? Ich habe hier eine junge Dame aus der Ukraine, die ihre Anzeige zurückziehen will.«

»Um welches Delikt geht es denn?«

»Körperverletzung, wie es aussieht. Und Frau Winter: Vielleicht besorgen Sie einen Übersetzer.«

Nora hatte den Hörer zwischen Ohr und Schulter geklemmt und versuchte erfolglos, den Plastikdeckel auf einen Becher Latte macchiato to go zu fummeln. Er rutschte ab, und heißer Kaffee ergoß sich über ihre Hand.

»Verdammter Mist.«

»Wie bitte, Frau Winter?«

»Ich fragte, wo die junge Dame jetzt ist.«

»Sitzt hier vorne im Wartebereich. Mit ihrem ... was auch immer.«



Nora grüßte im Vorbeigehen den Kollegen Gisbert Grauvogel und wandte sich wieder dem Gespräch zu. »Ich bin in fünf Minuten da.«

In dem leer stehenden Büro im vierten Stock des Präsidiums gab es einen Besprechungstisch mit vier Stühlen, ein üppiges Drachenbäumchen, an dessen Übertopf noch das Preisschild klebte und einen ausgemusterten Flachbildschirm. Die grimmigen Gesichter auf dem Fahndungsplakat an der Wand wurden von der Morgensonne in orangefarbenes Licht getaucht, es duftete nach Kaffee.

Nora Winter zog mit dem Haargummi ihren blonden Pferdeschwanz fest und verschränkte die Hände auf der Tischplatte. Die aufgeschlagene Akte lag vor ihr, daneben die Pässe der Ukrainerin und ihres Begleiters.

Die Frau trug ihre kniehohen Stiefel, den Minirock und die schwarz glänzende Jacke mit Fellbesatz stolz wie eine Uniform. Auf ihrer Wange prangte ein handtellergroßer Bluterguss in Grün- und Gelbtönen.

»In welchem ... Verhältnis stehen die beiden zueinander?«, richtete Nora ihre Frage an den neben ihr sitzenden Dolmetscher, ließ jedoch den Begleiter der Frau mit dem Namen Denys Woronin, der ihr gegenüber saß, keine Sekunde aus den Augen. Der wechselte einen verschwörerischen Blick mit der jungen Frau, noch bevor der Dolmetscher den Mund aufgemacht hatte.

Ertappt, dachte Nora.

»Win mij dwojuridnij brat«, sagte die Frau auf Ukrainisch.

»Er ist ihr Cousin«, übersetzte der Dolmetscher.

Nora lehnte sich vor. »Sie warten bitte draußen.«

Der Junge setzte ein übertrieben verwirrtes Gesicht auf.

»Ja bazaju, tschob woni...«

Nora würgte den Dolmetscher ab: »Der Kerl hat mich schon verstanden. Ich glaube, ich kann auf Ihre Dienste verzichten,

danke für Ihre Mühe. Begleiten Sie den jungen Mann bitte nach draußen. Er soll unten in der Wache warten.«

Der Junge schenkte ihr einen langen verächtlichen Blick und rührte sich nicht vom Fleck.

Nora nahm seinen Pass und blätterte darin. »Oder vielleicht unterziehen wir Pass und Visum mal einer genaueren Überprüfung?«

Der Junge sprang auf. Nach einem letzten wütenden Schnauben folgte er dem Dolmetscher nach draußen. Die Tür fiel ins Schloss.

Jetzt, wo ihr Aufpasser weg war, fixierte die Frau sehnsüchtig Noras Kaffeebecher. Die Kommissarin schenkte ihr ein aufmunterndes Lächeln und schob das Getränk über den Tisch. Während die junge Frau trank, den Becher mit ihren schmalen Händen umschließend, setzte sich Nora neben sie.

»Sie müssen nicht wieder zurück. Ich kann Sie an einem Ort unterbringen, wo Sie vor ihm sicher sind.«

»Es war falsch, zur Polizei gehen«, flüsterte das Mädchen, stellte den Becher ab und vergrub das Gesicht in den Händen.

Nora reichte der Frau ein Taschentuch. »Niemand hat das Recht, Sie so zu behandeln. Es war richtig, dass Sie das zur Anzeige gebracht haben.«

Das Mädchen weinte still vor sich hin.

Nora ging in den Flur hinaus und kehrte mit dem Prospekt des *Frankfurter Vereins* zurück, der mehrere Frauenhäuser in der Stadt betrieb. Sie legte das Faltblatt auf den Tisch, doch das Mädchen starrte auf seine Stiefelspitzen.

Nora zog die Akte über den Tisch und blätterte darin. Das Mädchen hatte Strafantrag gegen einen gewissen Maksym Kurylenko wegen leichter Körperverletzung gestellt. Den Antrag konnte sie, im Gegensatz zu einer Strafanzeige, sehr wohl zurückziehen, aber Nora wollte es ihr und vor allem ihrem Peiniger so schwer wie möglich machen. Solange die junge Frau den Unterschied zwischen einem Strafan-

trag und einer Strafanzeige nicht kannte, würde Nora nichts unversucht lassen, sie zu einem Besuch im Frauenhaus zu bewegen.

Nun strich sie der Frau sanft mit der Hand über den Rücken. »Ich kenne die Leiterin des Frauenhauses persönlich. Das ist wirklich eine nette Frau, die dir helfen kann. Die Eingangstür ist mehrfach gesichert. Da kommt nicht mal dieser Maksym rein.«

Das Mädchen nahm endlich die Broschüre in die Hand. In diesem Moment klingelte es in ihrer Jackentasche. Sie zog das Handy heraus, lauschte der Stimme im Hörer und legte wieder auf. »Ich will *Strafantrag* zurückziehen«, sagte sie mit ausdrucksloser Miene, wobei es ihr sichtlich Mühe bereitete, das Wort Strafantrag auszusprechen.

Verdammter Mist, dachte Nora. Sie nahm eine Visitenkarte aus ihrem Portemonnaie und hielt sie dem Mädchen hin. »Vielleicht willst du es dir in Ruhe überlegen? Du kannst mich jederzeit anrufen.«

Ihr Gegenüber schüttelte resigniert den Kopf.

»Soll ich mir deinen Maksym mal vornehmen?«

Noch heftigeres Kopfschütteln.

Nora stand auf und öffnete die Tür. »Also gut. Gehen wir wieder runter in die Wache.«

Ihre Hoffnung, das Mädchen würde auf dem Weg nach unten doch noch seine Meinung ändern, blieb unerfüllt. Sie erledigten den Papierkram im Beisein des Wachhabenden, der Nora aufmunternd von der Seite zublinzelte. Trotzdem fühlte sie sich, als sei es *ihre* Schuld, dass wieder einer ungeschoren davonkam. Das Mädchen verabschiedete sich und wurde hinaus in den Besucherraum geleitet.

»Machen Sie sich nichts draus«, beruhigte sie der Wachhabende. »Manche wollen sich nicht helfen lassen.«

Auf der anderen Seite der Panzerglasscheibe nahm das Mädchen neben seinem Cousin Platz, zog eine Schachtel aus

der Tasche und steckte sich mit fahrigen Bewegungen eine Zigarette zwischen die Lippen.

»Rauchverbot!«, schnarrte es unverzüglich durch den Lautsprecher.

Der Junge flüsterte seiner Cousine etwas ins Ohr.

Sie nickte.

Dann sah er zu Nora herüber. Diesmal wirkte sein Lächeln triumphierend.

Nora lächelte zurück. Und formte mit den Lippen ein Wort: Arschloch.

\*

Kanther streckte sich im Ohrensessel aus wie ein Walross und hörte die Callas. *Casta Diva* aus der *Norma*. Er hörte überhaupt immer nur die Callas. Lauschte ihrer Stimme, die wie ein Nebelfetzen über dem Orchester schwebte, und soff Kognak. Eine Zigarette klemmte zwischen dem gelb verfärbten Mittel- und Ringfinger, der größte Teil hing zu Asche verbrannt herab. Es war Mittag, die erste Flasche geleert.

Kanther nahm die Brille mit dem monströsen schwarzen Kunststoffgestell ab und putzte sie mit einem Stofftaschentuch. Die Schlieren wurden schlimmer. Er besah sich seine Fingernägel, bevor er die Brille wieder auf die Nase schob. Seine Mutter hätte, solange sie lebte, niemals geduldet, dass er sich so gehen ließ. Nervös strich er sich die Fransen aus dem Gesicht und wischte mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirn. Es lag wohl am Übergewicht, dass er ständig schwitzte. Ganz egal, ob er saß oder stand, schlenderte oder eilte. Das Saufen machte es nicht besser. Sein rundes Gesicht strahlte rot wie ein verglühender Planet. Nur seine Augen blitzten wach unter seinen dunklen Brauen. Kanther stank nach Schnaps, Schweiß und Zigarettenqualm, so wie die ganze Wohnung, bis zur Stuckdecke hinauf.

Schnaubend wuchtete er seinen massigen Leib aus dem Sessel und machte sich auf den Weg, um eine neue Flasche zu holen. Vorbei am Spiegel. Den wollte ich auch schon lange mal abhängen, dachte er. Man will sich ja nicht unbedingt beim Abstieg zusehen.

Er stopfte einen heraushängenden Hemdzipfel in die Cordhose und zerrte den Hosenbund am Gürtel hoch. Dann setzte er sich in Bewegung. Schwerfällig, aber leise, so wie er es sich angewöhnt hatte in den letzten zwanzig Jahren. Es war praktisch unmöglich, in einer Altbauwohnung mit Dielenboden lautlos umherzugehen, vor allem für jemanden mit seiner Körperfülle, aber Kanther konnte es: Er kannte jede einzelne Diele, wusste, wo lautes Knarren zu erwarten war und wo das Holz fest saß. Er schlich durch den Flur und passierte das Arbeitszimmer, in das er nur einen flüchtigen Blick warf. Auf dem Bildschirm des Rechners leuchtete ein virtuelles Blatt Papier. Ein einziges Wort stand darauf geschrieben: *Ich*. Der Cursor blinkte teilnahmslos hinter dem kleinen *h*.

Schnell steuerte er die Küche an. Wenn er schon mal da war, konnte er sich auch etwas zu essen machen. Er riss die Kühlschranktür mit einem Ruck auf, um ein Haar wäre ihm eine halb volle Weinflasche vor die Füße gefallen. Er warf einen prüfenden Blick auf den Inhalt des Kühlschranks und rümpfte die Nase. Ein halbes Päckchen Butter, eine vertrocknete Pizza und eine quasi leere Tube Senf, extra scharf. Konnte man sich daraus eine Mahlzeit zubereiten? Mit gerunzelter Stirn nahm er das Stück Pizza und schob es in die Mikrowelle.

Aus dem Küchenfenster blickte er in den Hof hinunter. Ein paar Mülltonnen standen dort, die Deckel halb geöffnet, Abfall quoll heraus. Eine Wäschespinnne streckte ihre nackten Gliedmaßen in den Himmel. Im Sonnenlicht spielte ein kleines Mädchen Gummitwist. Sie hatte blonde Zöpfe und

trug ein rosa Trägerkleid. Ihre Schuhe klatschten bei jedem Sprung auf den Asphalt, die Zöpfe hüpfen auf und ab, und sie sang vor sich hin.

Die Haut ihrer nackten Beine ist so weiß wie das unbeschriebene Blatt Papier auf meinem Bildschirm, ging es ihm durch den Kopf. Ich.

Kanther wusste nicht einmal den Namen der Kleinen, sie war erst vor ein paar Tagen mit ihrer Mutter eingezogen. Mit einem Mal schaute das Mädchen auf. Es entdeckte Kanther am Fenster und winkte ihm zu. Der erschrak, zögerte einen Augenblick, fühlte sich ertappt. Dann hob er die Hand und erwiderte kaum sichtbar ihren Gruß. Er lächelte. Schließlich wich er vom Fenster zurück.

Sein Blick fiel auf den Messerblock neben dem Herd. Eingehend musterte er ihn, so wie ein Pathologe sein Sezierbesteck in Augenschein nimmt. Er zog das große Fleischmesser heraus, drehte die polierte Klinge und ließ sie in dem schmalen Sonnenstrahl aufblitzen, der durch die Fensterscheibe fiel.

Kanther wartete und wischte sich erneut Schweißperlen von der Stirn. Er dachte an gestern: Ich würde mich wohler fühlen, wenn ich mich erinnern könnte, wo ich in der Nacht war. Wie ich nach Hause gekommen bin und was mit dem Geld in meiner Brieftasche passiert ist. So etwas hätte ihn normalerweise kaltgelassen, aber den dritten Blackout in drei Wochen fand er durchaus beunruhigend. Höchste Zeit, seinen Hausarzt anzurufen.

Ein Piepton durchbrach die Stille. Als er den Teller aus der Mikrowelle nahm, verbrannte er sich die Finger am heißen Steingut und fluchte. Er schnitt die Pizza in gleichmäßig große Teile und balancierte Teller, Glas und Weinflasche durch den Flur. In Höhe des Arbeitszimmers ließ ihn ein ungewohntes Geräusch innehalten. Er drückte mit dem Ellenbogen die Tür auf. Er trat an den PC heran. Das leere

Blatt war hinter einer Meldung am Bildschirm verschwunden: *Sie haben eine neue Nachricht.*

Er wischte mit dem Ellenbogen einen Stapel Dokumente vom Schreibtisch, um Platz zu schaffen, und stellte Teller und Flasche ab. Mit einem Klick öffnete er die E-Mail und las.

Von: hermann.rittka@d-mail.de  
An: martin.kanther@yahoo.com  
Betreff: Lektorat

=====

Sehr geehrter Herr Kanther,  
bitte verzeihen Sie meinen unangekündigten Überfall. Ich bin seit vielen Jahren ein großer Verehrer Ihrer Kunst, ja ich darf sagen, Ihr Vorbild hat mich überhaupt erst dazu gebracht, selbst mit dem Schreiben zu beginnen. Nun befinde ich mich auf dem besten Weg, ein professioneller Schriftsteller zu werden (wie Sie!), denn ich arbeite an einem Roman. Ich möchte nicht zu viel verraten, aber ich bin mir sicher, das Thema wird Ihnen zusagen. Denn ich habe ein Anliegen an Sie: Ich möchte Sie bitten, mein Manuskript gegenzulesen und es auf mögliche Schwächen abzuklopfen. Im Laufe der nächsten Monate würde ich Ihnen die einzelnen Kapitel per E-Mail zuschicken. Für Ihre Bemühungen könnte ich Sie wie folgt entlohnen ...

Kanther war fassungslos. Dann goss er sich ein halbes Glas ein. Nach kurzem Überlegen schenkte er nach.

Dass diese E-Mail ihn erreicht hatte, grenzte an ein Wunder, denn Kanthers Mailadresse war nur wenigen Menschen bekannt. Genau genommen konnte er auf Anhieb nur drei Leute benennen, die wussten, wie sie ihn erreichen konnten. Andererseits war es heute im Internet wohl nicht besonders schwierig, Kontaktdaten herauszufinden, jedenfalls las man das ständig.

Kanther ging die Nachricht erneut durch. Hatte sich je-

mand einen Scherz mit ihm erlaubt? Jemand, der wusste, wie es um ihn bestellt war?

Sein Roman *Drachentöter*, der vor zwanzig Jahren veröffentlicht worden war, hatte ihm damals reichlich Tantiemen eingebracht, genug, um seinen ausschweifenden Lebensstil zu finanzieren. Aber nun floss nur noch ein Rinnsal, gerade genug, um seine Lust auf billigen Rotwein und Kognak zu stillen und einmal im Monat im Restaurant eines großen Möbelhauses essen zu gehen.

Aber Hermann Rittka klang nicht wie jemand, der sich einen Spaß mit ihm erlaubte. Redete Kanther sich zumindest ein. Er wollte an einen Menschen glauben, der ihn bewunderte, den sein Buch dazu gebracht hatte, sein Leben zu ändern, und der bereit war, ihm Geld für die Begleitung seiner vermutlich grauenhaften literarischen Gehversuche zu bezahlen. Es war kein unmoralisches Angebot. Es war nicht einmal besonders lukrativ. Doch das störte Kanther nicht. Rittka hatte es geschafft, ein lange tot geglaubtes Gefühl in Kanther zu erwecken: Neugier. Nach all den Jahren der Trostlosigkeit hatte er wieder eine Aufgabe und das Geld konnte er mehr als gut gebrauchen. Er ließ seinen Blick über die Papiere schweifen, die wild verstreut am Boden lagen. Die meisten trugen altbekannte Titel: *Rechnung*, *Mahnung*, *Zahlungserinnerung*.

Vielleicht hatte der Schutzheilige der Schriftsteller, wenn es denn einen gab, gerade heute einen besonders guten Tag. Vielleicht endete seine Pechsträhne endlich. Vielleicht hatte jemand ganz oben beschlossen, nun sei die Talsohle durchschritten und es gehe wieder bergauf.

Kanther schloss die Augen. Es würde leicht verdientes Geld sein. Und er hatte auch schon eine Idee, wofür er es ausgeben könnte.

\*